

Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Die linke Hand des Papstes



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Rom 2011. Ein deutscher Archäologe und Fremdenführer entdeckt in einer evangelischen Kirche zufällig den Papst – und gibt sich einem Wirbel von Fragen und Gedanken hin: Wann zuckt die Hand des Papstes, wann nicht? Bewegt sie sich, wenn er den regierenden Schurken sieht? Warum schmeichelt der libysche Diktator dem italienischen Regierungschef mit dreißig Berberpferden, und warum musste Augustinus den Kaiser mit achtzig numidischen Zuchthengsten bestechen, um die Erfindung der Erbsünde durchzusetzen? Weshalb ist Rom für die Deutschen ein Sehnsuchtsort, obwohl sie dort seit den Germanen, Landsknechten und Nazis als die schlimmsten Barbaren gelten? Eine Kölner Katholikin wäre gern Erzbischöfin, ein Mörder verschenkt das Pantheon, Ratten laufen über die Via Veneto – der Fremdenführer schaut hinter das Postkarten-Rom, streunt durch die Geschichte und preist die Kunst der Italiener, gleichzeitig ja und nein zu sagen. Eine Erzählung über das rätselhafte, herrliche, abgründige Rom der Gegenwart – und eine moderne Legende: wie der Papst zum Lutheraner wurde.

Friedrich Christian Delius

Die linke Hand des Papstes

Rowohlt · Berlin

Für Vanda, Alberto, Peter

1. Auflage September 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung Anzinger | Wüschner | Rasp, München

(Abbildung: DEA / A. DAGLI ORTI / Getty Images)

Foto des Autors S. 127 © Jürgen Bauer

Satz aus der Adobe Garamond, PostScript,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 87134 770 2

«Da man über Rom nirgends die Wahrheit findet,
darf ich hoffen, dass mir der Leser einige flüchtige
Bemerkungen nachsehen wird ...»

Stendhal, Römische Spaziergänge

Die Hand, dachte ich am ersten März-Sonntag des Jahres 2011 – was ist mit der Hand? Offen, leicht gebogen aus dem schwarzen Ärmel entspannt nach unten hängend, die Finger locker beieinander, weiß und weichlich, was tut die Hand des Papstes, wenn sie nichts tut? Viel erfahren wir Zuschauer über diesen Mann, ob wir wollen oder nicht, ständig werden seine Gesichter, seine Gewänder, seine Fensterbühnen gezeigt, jeden Sonntag könnte man ihn singen, sprechen und segnen hören, täglich möchten Tausende mit ihm gefilmt oder fotografiert werden, überall wird er zitiert, wird sein violettes Lächeln auf Postkarten verkauft, seine Macht beschworen, gesucht, bezweifelt, seine Rolle geliebt, geschätzt oder verachtet – aber seine Hände, nichts weiß man über seine Hände, was ist mit den Händen?

Nein, ich wunderte mich nicht, ihn so nah, wenige Meter rechts von mir, fast neben mir zu sehen, in der letzten Reihe des Kirchenraums, den alten Herrn, der nach allgemeiner Übereinkunft Papst genannt wird. Unauffällig war er gekleidet, ohne seine autoritätsverheißende Tracht, kein Gold leuchtete, kein Lila, kein

Purpur, sein weltbekannter Kopf war weder mit einer auffälligen Spitzmütze geschmückt noch mit einer Kappe bedeckt, er wirkte wie ein einfacher Pfarrer oder wie ein Bischof in Zivil mit schwarzem Anzug und weißem, gestärktem Halskragen. Rechts und links neben ihm saßen zwei Priester, die man auch auf FernsBildern in seiner Nähe entdecken konnte, in ähnlich neutraler und schlichter Kleidung. Gesten, Blicke, Körperhaltungen, alles gut eingespielt. Irritierend war nur, dass die drei schwarzen Herren nichts taten und nicht in den Vordergrund, in die Mitte, in ein größeres Blickfeld drängten.

In einer Reihe mit ihnen sitzend, der Gang zwischen uns, war meine Perspektive nicht die beste. Da ich nicht als Gaffer auffallen und den Kopf so wenig wie möglich nach rechts drehen wollte und nur diskret hinüberschiele, sah ich das bekannte Gesicht zwischen den Gesichtern seiner Begleiter eher flüchtig und im Profil, sechs oder sieben Meter entfernt. Die Augen wandten sich darum mehr seinen Händen zu, vor allem der mir näheren linken Hand, auf dem Oberschenkel, am Knie, auf der Lehne ruhend oder den Kopf stützend, die rechte war nur dann vollständig sichtbar, wenn der alte Herr den Arm bewegte und sie etwas vorstreckte. Die Hände zogen meine Blicke an, die vermutete Müdigkeit alter und immer noch mächtiger Hände war es, über die ich ins Sinnieren kam. Und die Untätigkeit, die sie vielleicht nicht gewohnt waren, ausnahmsweise einmal nicht gebraucht für eines der jahrhundertealten

Rituale des Amtes und der Würde, nicht grüßend und zum Segen erhoben, andere Hände drückend, Unterschriften mit Tinte malend, Buchseiten umblättern, betend, Hostien oder Besteck haltend. Die ruhenden Hände, die pausierenden, die in diesen Minuten arbeitslosen Hände eines sogenannten Unfehlbaren, sie luden mich ein, sie provozierten mich nachzudenken, sie lockten, hinter ihr Geheimnis zu kommen, wenn es denn ein Geheimnis geben sollte, das sie so auffällig weich und schlaff an einem starren Körper hängen ließ, sie gaben mir Rätsel auf.

Sie verführten mich zum Handlesen aus der Ferne, wie man mir mit Recht vorwerfen könnte. Aber was bleibt einem anständigen Ketzer, der weder mit der Blindheit der Knienden noch mit dem Hochmut der Kirchenhasser geschlagen ist, was bleibt einem frühpensionierten Archäologen, der sich gelegentlich als Fremdenführer verdingt, anderes übrig, wenn er, aus welchem verwirbelten Zufall auch immer, die Gelegenheit hat, einen Papst aus nächster Nähe zu beobachten? Wenn er diesen anekdotischen Augenblick still auskostet, nicht wissend, ob die Begegnung eine halbe Minute oder eine halbe Stunde oder länger dauern wird?

Das Studium der Hände aus geringer Entfernung, für mich war das nichts weiter als die berufliche Gewohnheit, mit Bürste und Pinsel ein Objekt zu säubern und vom Detail aufs Ganze zu schließen und, das Ganze im Blick, jede Einzelheit wieder und wieder zu prüfen.

Wir sind nun mal eine komische Mischung, wir Archäologen: neugierige Scherbenputzer, Schichten- und Faltendeuter. Phantasiestark und penibel, Lateiner und Utopisten, in Geschichte so halbwissend wie in Geologie, Stubenhocker, Zeltschläfer, Staubschlucker, Detektive und Virtuosen der Enttäuschung. Wir können nur von Indizien, von Details ausgehen, müssen Säcke voll Geduld mitbringen beim täglichen Puzzlespiel: lauter fehlende Teile, dreidimensionale Rätsel, die noch keiner gelöst hat. So nahm ich auch diese Hände nüchtern und professionell in den Blick und versuchte das, was ich sah, mit dem zu kombinieren, was ich wusste, und dem, was wahrscheinlich schien im großen römischen Mosaik, wie manche sagen, oder Puzzle, wie ich meine, oder im wunderbar ungeordneten Haufen, wie man auch sagen kann, von vielfach beschriebenen, immer neu zu entdeckenden Geschichtsbrocken.

Die Hände haben meine Neugier gefordert, nicht aber der ungewöhnliche Ort, an dem die Begegnung stattfand und den andere Beobachter wahrscheinlich als befremdlich oder anstößig empfunden hätten. Was hat das Oberhaupt der Katholiken in einer protestantischen Kirche zu suchen, mitten in Rom? Diese Frage stellte ich mir nicht, eine Sensation konnte ich da nicht wittern, denn es war nicht sein erster Besuch in diesem Raum. Genau hier hatte ich ihn ungefähr ein Jahr zuvor schon einmal gesehen, damals jedoch mit allem päpstlichen Gepränge, mit abgesperrten Straßen, Polizistenspalier, Hubschrauber, Krankenwagen, Limou-

sine, Besucherlisten, Ausweisprüfung, Taschenkontrollen, Metalldetektoren, vollbesetzten Bankreihen, aufgeregtem Getuschel, Einmarsch mit Gefolge bei vollem Orgelklang, purpurroten oder grünen Gewändern, die Farbe hatte ich vergessen, mit normiertem und dosiertem Lächeln zwischen den ernstergriffenen Protestanten, mit Kinderhändeschütteln, mit zahllosen Kameras, Mikrofonen, einem goldlackierten Theatersessel, mit frommen Wünschen, einer päpstlichen Predigt auf der lutherischen Kanzel und allgemeiner Rücksichtnahme.

Eine diplomatische Angelegenheit, ein Höflichkeitsbesuch im Gedenken an den polnischen Vorgänger, der siebenundzwanzig Jahre zuvor als erster Papst eine protestantische Kirche betreten hatte, genau diese in der Via Sicilia. Meine Frau Flavia und ich hatten ungefähr da gegessen, wo ich jetzt saß. Eine hübsche Inszenierung war das gewesen, ein sanftes Spektakel zur Beruhigung der von der Einheit der Kirche oder von Gleichberechtigung träumenden gutwilligen Protestanten, die er, wie man aus anderen Quellen wusste, verachtete. Der wird euch, hatte Flavia hinterher lachend gesagt, den fünfhundert Jahre alten Ungehorsam gegen den Schwindel mit dem Ablass nie verzeihen, der braucht euch doch, um euch immer wieder die Verantwortung für die Spaltung der Kirche zuzuschieben, warum kriegen diese Protestanten so leuchtende Augen, wenn sie dem, gerade dem die Hand geben dürfen?

So hatte es mich nicht gewundert, den prominenten Gast wieder hier zu treffen. Ich hätte mich fragen müssen, warum er nach relativ kurzer Zeit schon zum zweiten Mal an diesem Ort auftauchte, doch die Frage beschäftigte mich gar nicht. Die Bilder seines offiziellen Besuchs waren mir noch so gegenwärtig, dass ich bei dem nun allem Anschein nach inoffiziellen Besuch, ohne päpstliche Rüstung und fast inkognito, keine Aufregung oder Befangenheit spürte, sondern nur dachte: Nutze die überraschende Audienz, schau auf die Hände, was ist mit den Händen?

Unaufdringliches Orgelspiel war zu hören. Der Mann, der die Rolle des Pontifex übernommen hatte, wirkte nicht so, als fühle er sich im Zentrum allgemeiner Aufmerksamkeit. Mir kam es so vor, als sei ich der einzige unter den dreißig oder vierzig Anwesenden, der ihn mit beharrlicher, unauffällig aus den Augenwinkeln gelenkter Betrachtung würdigte. Er saß fast am Rande, schaute und schwieg. Es waren keine Kameras auf ihn gerichtet, weder die von Schultern oder Stativen getragenen Aufnahmemaschinen des Fernsehens noch die schweren Geschosse der Reporter, nicht einmal die sonst an jeder Straßenecke, in jeder Kirche, in jedem Museum hochgereckten handlichen Telefonkameras. Hier filmte und fotografierte niemand, und allein das verlieh der Szene, deren Augenzeuge ich an jenem Sonntag vor Rosenmontag, Fastnacht und Aschermittwoch wurde, etwas angenehm Altmodisches, ja Surreales.

Es gibt aufregendere Anblicke als den Papst im Profil, ich spürte wenig Neigung, auf die eine Seite eines milchigen Sorgengesichts zu starren, ich schielte nur zu den im Viertelschatten hängenden, liegenden, stützenden Händen hinüber, an deren Fingern nicht der Ring zu entdecken war, den seine Untergebenen und die Frommen zu küssen pflegen. Schalte die Hirnkamera ein, befahl ich, richte den Zoom auf die Hände. Denk an die Maler, die ihre Skizzen machen, bevor sie die Leinwand spannen, die Ölfarben mischen und zum Pinsel greifen: Ärmel, Manschetten, Finger für Finger, jedes Gelenk einer leicht gekrümmten Hand, jedes Nagelbett, die Faltenschnitte, die Adern. Denk an die verkrampft rotierenden Finger bei Raffaels Julius, an Tizians Hand des dritten Paul, den Brief in der linken Innozenz-Hand von Velázquez. Präg dir ein, was du siehst, befahl ich mir, auch ohne Zeichenstift.

Den Nachmittag eines Fremdenführers hatte ich mir anders vorgestellt. Während Flavia, nach einer Tagung am Comer See, ab vierzehn Uhr ungefähr im Bus nach Mailand, dann im Schnellzug nach Rom fuhr, hatte ich vor der Führung einer Gruppe aus Heilbronn einmal wieder allein durch die Stadt schlendern wollen, ohne den Erklärer und pseudoallwissenden Antwortgeber spielen zu müssen, ohne beflissene deutsche Zuhörer und ihren viel zu engen Stundenplan, den sie neuerdings Zeitfenster nannten. Immer der Nase nach laufen ohne die große römische Jupiter-Symphonie in den Ohren, das Allegro aus Motorenlärm, Hupen,

Alarmanlagen, Baumaschinen, Rollergeknatter, Hundegebell, die Kontrapunkte aus Mówengeschrei und Telefoniergeschrei, das Crescendo der aggressiven, stinkenden oder methangezähmten Busse, die durch Schlaglöcher scheppern, das Andante des Geschiebes auf schwarzem Pflaster der Touristentrampelpfade, der gebremsten Schritte mit pausenlosen Ausweichmanövern auf Zebrastreifen und fotogenen Treppen und vor den Brunnen, die langsamen Takte zwischen Andenkläden, Säulenansichten und Ramschtischen, die Dissonanzen der Englisch krächzenden Animierkellner und der «Capo!» rufenden schwarzhäutigen Verkäufer weißer Socken.

Sonntags wird nur die kleine Symphonie geboten, Andante cantabile, sonntags ist es langweiliger, aber nur sonntags kann ich im Zentrum freiere Gedanken fassen, Einzelheiten entdecken und mein Wissen erweitern, kann zielloser durch das Steinreich schlendern, das am siebten Tag weniger betrampelt, zugestellt, umlärmt und vom Verkehr in die Zange genommen wird als sonst. Fassaden werden nicht von Lastwagen verdeckt, Autos fahren weniger langsam und weniger nah, Bettler beschränken ihren Aktionsraum auf Kirchenstufen. Nur sonntags kann man draußen vor den Bars sitzen, ohne gleich von Afrikanern mit Papiertaschentüchern und falschen Taschen, von Bengalen mit falschen Uhren und chinesischem Spielzeug, von Rumänen mit falschen Liedern belästigt zu werden. Ich hatte an diesem Sonntag bloß das eine Ziel, um

siebzehn Uhr den Ort zu erreichen, wo ich mit den Heilbronnern verabredet war, bei meiner Lieblingsreliquie, wie ich zur billigen Erheiterung der mehr oder weniger unchristlichen Bekannten und Freunde sage, dem Finger des ungläubigen Thomas in Santa Croce.

Ein römischer Schlendertag, einmal wieder von Nord nach Süd durch die ganze Parkanlage der Villa Borghese spazieren, sich an den schönsten Frauen der Welt erfreuen, ohne sie in musealer Ordnung gerahmt und verbannt zu finden. Ich hatte sie links liegenlassen in der Galleria Borghese, nur aus dem Gedächtnis einige Gemälde und Skulpturen abgerufen, die Reihe der wunderbaren Geschöpfe, die Daphnen und Danaen, die Sibyllen und die große Circe, die verschiedenen Prachtausgaben der Venus, die Damen mit Einhorn und Schwan, Proserpina und Paolina, und daneben den tanzenden Satyr und den geilen Apoll, den Lieblingsgott von Flavia, der seine linke Hand in so zarter wie entschiedener Besitzergreifung auf Daphnes Hüfte und Bauch legt und die vor dem Reich der Sinne fliehende, sich in einen Lorbeerbaum verwandelnde Schöne vergeblich festzuhalten sucht. Ich war an der hellen Fassade des Museums vorbeigelaufen und wusste dahinter das Panorama himmlischer und irdischer Lieben und weltlicher Freuden, von klugen Kardinälen oder Päpsten in Auftrag gegeben, war unter Pinien und sterbenden Palmen über Wege und die Wiesen geschlendert und hatte meine eigene Galerie der präch-

tigen Damen zusammengestellt, Brescianinos Venus neben Correggios Danae, Berninis Daphne, Fontanas Minerva und Tizians Himmlische, Bilder, die ich auch jetzt nicht vergessen, nicht fortschieben konnte, als ich mich unter biederen Ornamenten und einem goldenen protestantischen Mosaikhimmel aus der Zeit des Ersten Weltkriegs in der unerwarteten, ungewohnten Nähe eines Papstes befand.

Keine zweihundert Meter von Tizians «Amor sacro e amor profano» entfernt hatte eine etwa sechzigjährige Dame, die einst eine Schönheit gewesen sein musste, ihren hysterischen Kläffer immer wieder mit «Amore!» befehligt, und erst als ich an ihr vorbei war, hatte ich die Komik begriffen und gleichzeitig zu grübeln begonnen. Ihr Gesicht, es kam mir bekannt vor, war das vielleicht jene Sandra oder Alessandra oder Alexia, mit der ich vor Jahrzehnten während des ersten römischen Praktikums eine halbe Nacht lang auf den Treppen vor Sant'Agostino gesessen und über wer weiß was geredet hatte und der ich gefolgt war, als es zwei Uhr schlug? Gewiss ein Irrtum, es hätte in dem Blickwechsel zwischen uns, als das Amore-Tier mir an die Beine bellte, wenigstens einen winzigen Moment der Irritation oder der Befangenheit geben müssen. Wisch das weg, keine Vergangenheitsgrübeleie bitte, keine Amore-Nostalgie, entschied ich jetzt, es war einfach eine ältere Frau, die einst jung gewesen ist wie ich.

Frau mit Hund, eine banale und oft gesehene Szene, ein sprechendes Bild für den neuen Hundekult, über den ich ganze Vorträge halten könnte: Die Verhinderung Roms und die Vertreibung der Katzen am Übergang vom zwanzigsten zum einundzwanzigsten Jahrhundert. Die Verzehnfachung der Hunde in den letzten fünfzehn Jahren. Die Hundemode als Indiz für den Verfall Italiens, so weit hätte ich den Übermut treiben können, wenn nicht die Rede vom Verfall ein Italien-Gemeinplatz wäre. Nur das Elend der Dattelpalmen hatte nichts mit dem Verfall Italiens zu tun, der unersättliche rote Palmrüssler war aus Spanien eingewandert. Was ging mich dieser Käfer an, ich versuchte die Gedanken zurückzuzwingen in die Kirche, in der ich saß und den bescheidenen Vorsatz gefasst hatte, mich auf ein einziges Objekt zu konzentrieren, die linke Hand.

Aber die erst vor wenigen Minuten aufgerufenen Bilder der Schönen liefen im Hintergrund weiter, schwer zu steuern und nicht zu beherrschen, als wollten sie der päpstlichen Anwesenheit trotzen. Und es wehrte sich auch Lord Byron dagegen, beiseitegeschoben zu werden, den ich eben besucht hatte am Südrand des Borghese-Parks auf seinem Denkmal mit den Versen «Fair Italy, thou art the garden of the world ...» Der Dichter, von den eigenen Zeilen ergriffen, auf die Via Veneto hinunterschauend, die Stadt mit seiner Begeisterung in Besitz nehmend, «O Rome! my country! city of the soul!», ein Ur-Tourist, ein unermüdlicher

Schwärmer, der aus dem dreckigen Rom des frühen neunzehnten Jahrhunderts, aus der dumpfen Pries-terdiktatur ein Garten- und Seelenparadies erdichtet hatte. Byrons poetisches Pathos traf schon damals daneben, traf die heutigen Wirklichkeiten noch weniger, gerade deshalb gefiel er mir in seiner abgehobenen, fast lächerlichen Pose, in seiner rombesoffenen Selbstspiegelung.

Auch an diesem Nachmittag, die Verse vom Stein lesend, hatte ich sie wieder beneidet, die Romantiker und alle, die ihnen gefolgt waren, die sich die Welt zum Garten und zur Idylle umdichten und den schönen Irrtum pflegen konnten, der fremde Boden, den ihre Füße betraten, sei zu ihrer persönlichen Gefühlsbefriedigung bestimmt. Touristen, Anti-Touristen und meine aufgeklärteren Bildungstouristen, in jedem steckt der Sehenswürdigkeitenschwärmer, Vergangenheitsschwärmer, der Arkadiensucher. Bei der Via Veneto möchten sie nur an das süße Leben denken, an Brüste, Champagner und Sportwagen, an die Formel oder Fiktion vom süßen Leben, die es höchstens ein paar Jahre oder nur in einem Film gegeben hat. Jeder ein Möchtegern-Goethe, jeder ein Schwärmer, jeder hütet seine Klischees und sammelt, was dazu passt – ich verstehe das gut. Wer will schon hören, zum Beispiel, dass diese berühmte Straße einst der Boulevard der Nazibesatzer war und heute dank der casalesischen und der russischen Mafia so künstlich blüht, wie sie blüht, was die Ratten nicht hindert, in der Dämmer-

stunde ihre Aufwartung zu machen. Wenn ich mich überwinde zu sagen: Sehen Sie, das Hotel dort, einst das Hotel Flora, wo die SS-Mörder im Luxus hausten und der römische Widerstand eine Bombe hochgehen ließ, nicht so erfolgreich wie in der Via Rasella, und so weiter, dann verziehen sich die Gesichter. Naziterror in der Ewigen Stadt, solche Rückblicke schaden der Urlaubslaune, und die Mordgeschichten von heute will man lieber im Krimi lesen oder auf dem Schirm genießen, in Island, Schweden oder in der Eifel spielen sehen als hinter den Prachtfassaden und den undurchschaubaren Gesichtern und Gesten der Kellner der Via Veneto.

Man will schwärmen, man will, wenn die schwerverdienten Euros für Flug und Hotel einmal abgebucht sind, die Seele im ungetrübten Licht baden, in dem mit blauer Heiterkeit geschmückten Himmel spiegeln, man will die Postkarten mit Ruinenblick und Sonnenuntergängen hinter Pinienkulissen an Ort und Stelle erleben, man will die warme Luft und das kühlende Pistazieneis schmecken und sich vom Reiseführer zum angeblich besten Eis Italiens lenken lassen, man will die Märchen. Man will die Palmen und keinen Palmrüssler. Man reist schließlich nach Rom, um sich Märchen erzählen zu lassen, und an der Via Veneto darf es nur das Märchen vom süßen Leben sein, schwedische Brüste, Champagner und italienische Sportwagen inklusive, man braucht auf dem Forum einen leutseligen Cäsar und die Antike als Heldengeschichte oder

unter der Peterskirche die schlüsselfertige Legende der Gebeine des Petrus. Nirgendwo sonst sind so viele Legenden und Mythen erfunden und, weil tausendfach wiederholt, auf wundersame Weise der Wahrheit zum Verwechseln ähnlich geworden. Nirgendwo sonst, behaupte ich, der, zugegeben, nur Rom und Bremen kennt, glauben die Leute so gern den Erfindungen und wollen sich so gern betrügen lassen wie hier.

Zuweilen beneide ich sie, die Fremden, die ich führe, weil sie nicht wissen und nicht zu wissen brauchen, was die Polizei hin und wieder der Presse mitteilt, wenn auf den Straßen jemand erschossen wird: welche Viertel von kalabrischen und welche von chinesischen, welche von neapolitanischen, casalesischen, rumänischen oder russischen Mafiabanden beherrscht werden, man nennt sogar die Namen der entsprechenden Familien und Einflussgebiete und setzt Stadtpläne mit diesen Namen in die Zeitung. Mafiafreie Zonen scheint es nicht mehr zu geben in der «city of the soul», was offenbar niemanden aufregt im Land eines regierenden Mafiafreundes. Manchmal dient ein Mord der Flurbereinigung und der Begradigung der Transportwege, der Garten der Welt ist abgesteckt und aufgeteilt, «fair Italy» ein Kampffeld der nicht gerade für Fairness bekannten Geschäftsleute der Branchen Waffen, Drogen, Wetten, Prostitution, Menschenhandel, Wucher, Erpressung. Aber mein Dilemma ist: Andeutungen dieser Art hören Rombesucher nicht gern, nur wenn man etwas über Geldwäsche bei der Vatikanbank munkelt,

werden die Leute hellhörig, Kirche und Kapital, das zieht immer.

Die Schönsten, der hübsche Byron, die Amore-Dame, die edle Veneto, die verschleierte Mafia, es wunderte mich, wie zügig ein Bild das andere überblendete, wie eilig das Gehirn an der simultanen Schau der frischen Eindrücke arbeitete, während ich mich an die Gegenwart eines Papstes zu gewöhnen versuchte. Offenbar wollte ich mich nicht ablenken lassen, schon gar nicht das sperrige, ungemütliche Assoziationsfeld Mafia räumen, das Minenfeld, vor dem jeder gleich schreit: Vorsicht! Klischee, Italienklischee! Das hat man als aufgeklärter, vorurteilsfreier Europäer zu meiden, Vorurteile zu bekämpfen ist zur höchsten Tugend geworden, einer höheren Tugend, als die Mafia zu bekämpfen, die unsereiner auch nur damit bekämpfen kann, dass man beim Schweigen nicht mitschweigt und beim Namen nennt, was oder wen die Polizei beim Namen nennt. Je mehr sich diese Banden über ganz Italien und halb Europa ausbreiten, je mehr die Mafia an jeder Tomate, an jeder Orange mitverdient, desto größer wird das Tabu, desto heftiger das allgemeine Abwinken: Bitte keine Dämonisierung der Mafia, säuseln die Mafiafreunde. Bitte keine Pistolenpasta-Klischees, sagen die Italiener. Bitte hört auf mit den abgestandenen Vorurteilen, rufen die Deutschen, wir sind keine Sauerkrautgermanen und die sind keine Spaghettifresser, also Schluss damit!